

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 14 (1910-1911)
Heft: 2

Artikel: Die silberne Verlobung
Autor: Seidel, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Herbstnacht.

Als ich, ein Kind, am Strome ging,
Wie ich da fest am Glauben hing.
Wenn ich den Wellen Blumen gab,
So zögen sie zum Meer hinab.

Nun hält die schwarz verhüllte Nacht
Erschauernd auf den Wäldern Wacht,
Weil bald der Winter, kalt und still,
Doch tödlich mit ihr ringen will.

Schon rauscht und wogt das weite Land,
Geschüttelt von des Sturmes Hand,
Es braust von Wald zu Wald hinauf
Entlang des Flusses wildem Lauf.

Da schwimmt es auf den Wassern her,
Wie ein ertrunknes Völkerheer
Schwimmt Leich' an Leiche, Blatt an Blatt,
Was schon der Streit verschlungen hat.

Das ist das tote Sommergrün,
Das zieht zum fernen Weltmeer hin —
Ade, ade, du zarte Schar,
Die meines Herzens Freude war!

Sing's in die Niedrung, dunkle Flut:
Hier oben glimmt ein heißes Blut,
Wie Haidefeuer einsam glüht,
An dem die Welt vorüberzieht!

Gottfried Keller

Die silberne Verlobung.

Von Heinrich Seidel.

Der „alte Gram“, ein Landsmann von mir, der zum zwanzigjährigen Inventar unseres technischen Bureaus, aber deswegen noch lange nicht zum alten Eisen gehörte, frug mich eines Tages ganz unerwartet: „Möchten Sie wohl heute einmal bei mir echt mecklenburgisch zu Abend essen?“

Er lebte einsam; es war noch nie vorgekommen, daß er einen seiner Mitarbeiter einlud. Ich fühlte mich natürlich sehr geehrt und sagte zu.

Als ich um sieben Uhr kam, ihn abzuholen, hatte er sich bereits fertig gemacht, und wir begaben uns gemeinschaftlich zu seiner Wohnung, die in der Gartenstraße gelegen war. Unterwegs machte er einige Einkäufe, erstand in einem Keller nach sorgfältiger Auswahl zwei silberblanke Häringe und holte sich aus einem Gemüseladen eine Handvoll Zwiebeln. Er zeigte sie mir und sagte: „Als ich das erste Mal in Berlin Zwiebeln kaufte, bekam ich nicht so viele. Ich war damals noch nicht lange hier und ging in den Keller und forderte etwas zaghaft für sechs Pfennige Zwiebeln. Die Frau sah eine Weile nachdenklich aus, dann nickte sie, weil sie wohl dahinter kam,

was ich eigentlich wollte, und hatte unterdes auch festgestellt, daß ich nicht von hier wäre. Ich bekam zwei kleine Dingerchen, die kaum zu sehen waren. Im Lauf der Zeit bin ich nun dahinter gekommen, wie man Zwiebeln kaufen muß. Jetzt gehe ich kühn und zuversichtlich in den Keller und fordere mit starker Stimme: „For'n Sechser Bollen!“ Sehen Sie, dann giebt's so viele!“ schloß er und schaute mit wahrhaft mephistophelischem Grinsen auf seine gefüllte Hand.

Er wohnte in der Gartenstraße in einem häßlichen Hause. Die schmutzige Treppe und der Geruch nach aufgewärmtem Kohl, der dort herrschte, erweckten keine großen Erwartungen; um desto größer war meine Überraschung, als ich in sein sauberes und freundliches Wohnzimmer trat, das zwar einfach, aber nett und sehr reichlich mit Möbeln ausgestattet war. An den Fenstern standen schöne Blumen; es sah bei ihm so ordentlich und freundlich aus wie bei einer alten Jungfer. Die Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einem Kämmerchen und einer vollständig eingerichteten Küche, in die wir uns jetzt begaben. Meine Überraschung wuchs, denn ich hatte ihm nie mehr als das gewohnte eine unwirtliche Chambergarniezimmer zugetraut. Und in dieser Küche fehlte nichts, was in eine zwar einfach, aber ordentlich eingerichtete Küche gehört. Das nötige Geschirr hing an den Wänden oder blinkte durch die Glasfenster des Küchenschranke, und alles war sauber und ordentlich gehalten.

Der alte Gram zog sich seinen Hausrock an und band eine mächtige Küchenschürze vor. Sodann machte er sehr geschickt Feuer auf dem Herde und ehe er begann die Kartoffeln zu waschen, von denen ein kleiner Vorrat vorhanden war, holte er ein weißgescheuertes Brett von der Wand, aus dem Küchenschrank ein Messer und aus der Speisekammer ein Stück Speck, legte alles auf den Küchentisch zu den Zwiebeln und fragte: „Würden Sie sich wohl getrauen, diesen Speck in viertelzöllige Würfel und diese Zwiebel in feine Lösschen zu zerschneiden?“

„O natürlich,“ sagte ich sehr zuversichtlich, „ich koche selbst und mache mir fast jeden Abend meine Carbonade oder mein Beefsteak.“

„Ei, ei, sehr interessant,“ sagte er, „wie machen Sie denn das Beefsteak? Vielleicht kann man da noch etwas lernen. Es gibt verschiedene Methoden.“

„Zunächst,“ antwortete ich, kaufe ich mir ein halbes Pfund Schabe-fleisch.“

„Üppig, üppig!“ meinte er, „anderthalb Viertel ist schon sehr reichlich.“

„Sodann lege ich dies Fleisch zu Hause auf ein Blatt weißes, starkes Papier und halte es gegen den Ofen.“

„Warum gegen den Ofen?“ fragte er höchst verwundert.

„Nun, auf dem Tische haugt es so, daß man es im ganzen Hause hören

kann, denn nun nehme ich meinen Stiefelknecht und wamse das Fleisch so furchtbar durch, daß es nur noch in den Feten zusammenhängt. Das schadet nichts, denn in der Pfanne zieht sich alles wieder zusammen."

"Das stimmt," sagte er befriedigt, „aber was den Stiefelknecht betrifft — Stiefelknecht ist gut!“ Und er grinste vor Vergnügen wahrhaft teuflisch.

„Ich benutze ihn nur zu diesem Zwecke," sagte ich entschuldigend — „zum Stiefelausziehen habe ich einen anderen. Sodann salze ich das Fleisch und mache auf meinem Spiritus-schnellkocher in einer kleinen Weißblechpfanne wenig Butter braun, so braun, daß sie nicht im geringsten mehr schreit, sondern ganz mausstill ist. Denn das Beefsteak soll nicht schmoren, sondern braten, und so muß erst alles Wasser heraus aus der Butter. Dann bekommt nämlich das Fleisch einen so mordsmäßigen Schreck, wenn ich es nun plötzlich in das heiße Fett lege, daß es sich sofort mit einer Haut überzieht, die den Saft nicht auslaufen läßt."

Der alte Gram nickte sehr wohlwollend zu der Fülle meiner Kenntnisse.

Ich aber fuhr fort: „Ist es nun auf der einen Seite gut, dann hebe ich es eine Weile heraus, bis die Butter zum zweitenmale still wird, und nun kommt die andere Seite dran. Ist auch diese gut, lege ich das Beefsteak auf einen Teller und nun mache ich etwas mehr Butter braun als das erste Mal. Dahinein kommen die Zwiebeln, die ich schön braun brate. Diese Sauce muß so heiß werden, daß das Beefsteak schreit, wenn sie drüber gegossen wird. Dieses sieht dann, mit krausen Zwiebellöckchen bedeckt, schön dunkel, glänzend und appetitlich aus und nicht blaß und hellgrau, in ausgetretenem Saft schwimmend, wie Dilettanten es zurechtzuschmoren pflegen."

„Alle Achtung," sagte der alte Gram und legte die Hand militärisch an seine Schläfe, „Sie dürfen heute Speckstipp machen."

Unterdeß war er nicht müßig gewesen, hatte seine Kartoffeln gewaschen und aufgesetzt, und nun machte er sich im Wohnzimmer zu tun, während ich mich meiner angewiesenen Arbeit mit großer Hingebung widmete und wahrhaft ideale Speckwürfel und Zwiebellöckchen zu stande brachte. Als nun er seine Kartoffeln gekocht, das Wasser abgegossen, und sie zum Abdampfen auf den warmen Herd gestellt hatte, brachte ich dann auch ein Speckstipp zu stande, das die Küche mit einem wahrhaft bezaubernden Dufte erfüllte und den alten Gram, der gerade wieder aus dem Wohnzimmer kam zu lusternem Schnuppern verführte.

Wir trugen auf. Der alte Gram hatte sauber den Tisch gedeckt und es sah wirklich nicht aus, wie in einer Junggesellenwirtschaft. Als nun von den Kartoffeln nur noch ein Haufen Pellen, von den Haringen ein paar

traurige Gräten und von dem bewundernswürdigen Speckstipp garnichts mehr da war, sagte der Gastgeber: „Ich könnte nun wohl von der Tochter meiner Aufwärterin, die hier auf demselben Flur wohnt, ein paar Flaschen Bier herumholen lassen, aber es war heut' ein kühler Tag und der Regen klatst schon wieder an die Fenster. Ich denke, wir machen uns ein Gröggen!“

Ich hatte nichts dagegen, obwohl wir Anfang Juli hatten, denn ich stammte aus einer Gegend in der Nähe des Seestrandes, wo man den „ostpreussischen Maitrank“ auch im Sommer fleißig genießt, und wo man die Geschichte erzählt, daß ein bei solchem Anblick erstaunter Fremdling auf seine Frage: „Aber Leute, was trinkt ihr denn im Winter?“ die Antwort erhalten habe: „Viel Grog!“

Das erwärmende und belebende Getränk machte meinen Wirt noch mitteilbarer, als er heute schon war. Beim zweiten Glase merkte ich, daß er sich mit dem Gedanken trug, mir etwas anzuvertrauen, allein er kam nicht hinaus über Anfänge und Andeutungen, die ich nicht verstand. Endlich schien er Mut zu fassen, sah mich eine Weile forschend an und sagte dann: „Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie vollständig ich eingerichtet bin?“

„Sawohl,“ antwortete ich, „eine förmliche kleine Aussteuer.“

„Ja, Aussteuer, das ist das richtige Wort, und Sie haben noch nicht alles gesehen.“ Damit öffnete er die Tür zu seinem geräumigen Schlafzimmer und ließ mich hineinschauen. Ich sah dort in der beginnenden Abenddämmerung eine gute und vollständige Einrichtung für zwei Personen. Das andere Bett stand an der Wand dem seinen gegenüber, war hoch mit überzähligen Kissen bepackt und mit einem Laken zugedeckt, das sorgfältig an den Seiten eingestopft war.

„Wohl für Logierbesuch,“ sagte ich, indem ich auf das zweite Bett deutete.

„Logierbesuch?“ fragte er verwundert. „Ich habe nie Logierbesuch. Sie wissen übrigens doch, daß ich verlobt bin?“

Ich hatte allerdings gehört, daß er damit geneckt wurde. Es gab öde Spötter, die behaupteten, er heirate nur nicht, weil es ihm zu teuer sei, nach dem Muster jenes Geizhalses, der aus Angst vor den Begräbniskosten nicht sterben konnte und uralt wurde.

„Ah so,“ sagte ich, „dann steht die Hochzeit wohl bald bevor und dies ist die Aussteuer ihrer Braut?“

„Es ist meine Aussteuer,“ sagte er fest, mit etwas stolzer Betonung, „und wann die Hochzeit sein wird, das weiß Gott. Es ist ein Hindernis da. — Der Alte will nicht. — Wir warten —“ schloß er resigniert.

„Ihre Braut ist doch mündig?“ fragte ich.

Er mußte unwillkürlich lächeln. „Ja, mündig ist sie wohl, aber wo denken Sie hin? Ohne den Willen des Vaters? Dabei ist kein Segen.“

Wir waren in das Wohnzimmer zurückgekehrt und setzten uns wieder. Es dunkelte, der Regen prickelte ans Fenster, und auf dem Tisch sang leise der Wasserkessel über einer kleinen Spiritusflamme. Die Dämmerung schien ihm Mut zu machen, er rückte ein paarmal auf seinem Stuhl hin und her und begann dann:

„Sie sind mein Landsmann. Sie sind nicht wie die andern und lachen nicht immer über Dinge, die einem gar nicht lächerlich sind. Es mag wohl sein, daß den Leuten manches an mir schnurrig erscheint. Aber ich bin von Jugend auf allein meinen Weg gegangen, und niemand hat mir beigestanden. Andere können sich wehren, aber das ist mir nicht gegeben. Wenn ich harte Worte höre, oder häßliches Gelächter, so macht es mich stumm und traurig, und ich habe ein Gefühl, als ob ich mich verkriechen möchte. Aber wenn man auch jahrelang in der Einsamkeit hinlebt und sich daran gewöhnt, als ob es nicht anders sein könnte, so bleibt einem doch immer die Sehnsucht, sich einmal auszusprechen mit einem, der Anteil nimmt und nicht mit anderen sein Gespött darüber treibt. Sie wundern sich vielleicht, daß ich von Einsamkeit rede, da ich doch den ganzen Tag mit Menschen verkehre und mich den ganzen Tag mit ihnen unterhalte — ach, dabei kann man doch sehr einsam sein.“

Er machte eine Pause, rührte ein wenig in seinem Glase, trank ein Schlückchen und fuhr dann fort:

„Ich bin jetzt achtundzwanzig Jahre in Berlin. Zuerst besuchte ich das Gewerbeinstitut und als ich dies verlassen hatte, fand ich gleich eine Stelle in der Fabrik, wo ich noch bin. Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und ein bißchen lebenslustiger als jetzt, und verkehrte in einer Familie, deren einer Sohn mein Kollege war. Eines Tages im Juli war unter mehreren bekannten Familien eine Landpartie nach der alten Fischerhütte am Schlachtensee im Grunewald verabredet und ich war auch eingeladen. Wir fuhren in einem Kremser, der natürlich gepreßt voll war, wie das immer so ist bei solchen Gelegenheiten. Als ich endlich Platz gefunden hatte, und mich umsah, da durchfuhr es mich wie ein Schreck und gab mir einen Schlag auf das Herz, denn mir schräg gegenüber saß ein Mädchen, das ich wohl kannte, hier aber nicht erwartet hatte. Zwar hatte ich sie nie gesprochen, desto öfter aber gesehen, denn so lange ich in Berlin war, seit drei Jahren, wohnte ich ihr gegenüber. Als ich zuerst auf sie aufmerksam wurde, war sie vierzehn Jahre alt und noch ein Kind, das kurze Kleider trug. Trotzdem besorgte sie die ganze Wirtschaft des Vaters, der, obwohl ihm das Haus gehörte, nur eine kleine Wohnung inne hatte und sich kein Mädchen hielt. Wenn ich an meinem Schreibtisch am Fenster bei

der Arbeit saß, konnte ich, da die Straße nicht breit war, einen Teil der gegenüberliegenden Wohnung übersehen, und hatte meine Freude daran, mit welchem Fleiß und Ernst und welcher hausmütterlichen Verständlichkeit das Kind bei der Arbeit war. Auch auf der Straße sah ich sie zuweilen, wenn sie mit wichtiger Miene und einem großen Korbe auf den Markt ging, wo sie trotz ihrer Jugend geschickt einzukaufen mußte und mächtig zu handeln verstand wie eine Alte. Niemals sah ich sie müßig, denn wenn alle andere Arbeit, wie Reinmachen, Fegen, Scheuern, Einholen und Kochen besorgt war, saß sie am Fenster und nähte oder strickte mächtige graue Strümpfe für den Alten oder zarte weiße für sich. Ich dachte mir, das müsse einmal eine ganz ausgezeichnete Hausfrau geben und stellte mir vor, so müsse meine Mutter als Kind gewesen sein. Auch sie sah öfter zu mir herüber, und wenn ich ihr auf der Straße begegnete, da merkte ich, daß sie mich kannte. So waren drei Jahre vergangen, sie war siebzehn Jahre alt geworden und nun saß sie mir mit einemmale ganz unerwartet gegenüber und wir wurden beide rot, ohne recht zu wissen, warum. Ich muß nur gleich sagen, daß sie nicht hübsch war, aber doch mochte man sie gerne ansehen, weil so eine angenehme Güte in ihrem Gesicht war. Sie schien sich nicht behaglich zu fühlen, da sie ganz gegen ihre Gewohnheit nichts zu tun hatte, aber es dauerte nicht lange, da hatte sie sich ein zweijähriges Kind geholt, das mit bei der Partie war und immer schrie, obwohl oder vielmehr weil es von seiner unverständigen Mutter fleißig zur Ruhe geknufft und geschüttelt wurde. Bei ihr war es gleich still, sah sie mit großen Augen von unten auf an und benahm sich sehr gnädig. Sie behielt es den ganzen Weg lang und machte ihr was vor und benahm sich sehr niedlich und mütterlich. Auf der alten Fischerhütte wurde natürlich zunächst viel Kaffee gekocht und der mitgebrachte Kuchen ausgepackt. Als man damit fertig war, beschloß man im Walde gesellschaftliche Spiele zu spielen. Ich war dazwischen an den See gegangen und hatte mich dort ein wenig umgesehen. Denn meine Vaterstadt liegt an einem großen See, und darum habe ich so gern den fräuterigen Geruch am Seeufer und höre gern, wie die kleinen Wellen ans Land plätschern und das Rohr dazu raschelt. Als ich wieder zurückkam, war die Gesellschaft schon weg. Einer mußte aber nun doch bei den Sachen bleiben und dazu hatte sich das junge Mädchen, mein Gegenüber, erboten, was ihr natürlich wieder ähnlich sah. Das kleine Kind hatten sie auch bei ihr gelassen. Es saß auf der Erde, hatte in der einen Hand ein Stück Kuchen, in der andern einen alten Blechlöffel und spielte ganz stillvergnügt mit Sand. Ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, aber ich fragte sie, ob ich ihr ein wenig Gesellschaft leisten dürfte. Und dann haben wir uns allerlei erzählt, daß wir uns eigentlich schon drei Jahre kannten, und was für ein Geschäft ich hätte, und wie eigen ihr Vater wäre, und wo ich her

wäre, und ob ich auch noch Eltern hätte. Dabei strickte sie emsig einen weißen Strumpf und ich sah zu, denn wenn Mädchen oder Frauen stricken, das habe ich immer gern gesehen. Für mich ist der Strumpf ein fast unbegreifliches Kunstwerk und ich denke mir, die Frau, die den ersten Strumpf erfunden hat, muß ganz unglaublich klug und geschickt gewesen sein. Wie dem Mädchen die Finger gingen. Zwar sehr zart waren diese natürlich nicht, dazu mußte sie zuviel arbeiten, aber fix und zierlich sah es doch aus, wie sie die blanken Stricknadeln so emsig tanzen ließ. Dann aber wurde die Unterhaltung spärlicher, denn sie war an den Hacken gekommen und mußte aufpassen. Da durfte ich sie nicht stören und sah ruhig zu, wie sie zählte und strickte.

Nachher kam die Gesellschaft aus dem Walde zurück und es ging wieder laut und lärmend her, die Herren tranken Weißbier mit Lust*) und die Damen mit Himbeer, es wurde gefegelt, geschaukelt und mit Ringen nach dem Ziel geworfen und was solcher Vergnügungen mehr sind. Bei der Nachhausefahrt gelang es mir, den Platz neben ihr zu erhalten, worüber ich sehr glücklich war und mir wünschte, daß die Fahrt recht lange dauern möge. Es war schon dunkel, und da es ein wenig regnete, hatte der Kutscher auch die Nußenleder heruntergelassen, so daß es niemand sah, daß ich ihre kleine, arbeitsharte Hand in der meinen hielt. Darüber war sie gar nicht böse, nur einmal sagte sie leise: „Lassen Sie nur die Handschuhe nicht fallen.“ Denn diese hielt sie in derselben Hand. Nachher hatten wir noch einen weiten Weg, und da wir ja in derselben Gegend wohnten, brachte ich sie nach Hause. Ich begreife heute noch nicht, woher ich die Kühnheit nahm, aber es war so einsam auf der Straße und vor ihrer Haustür lag so ein tiefer Schatten und es kam so ganz von selbst, daß wir uns beim Abschied küßten. Nachher konnte ich vor Glück noch lange nicht einschlafen.

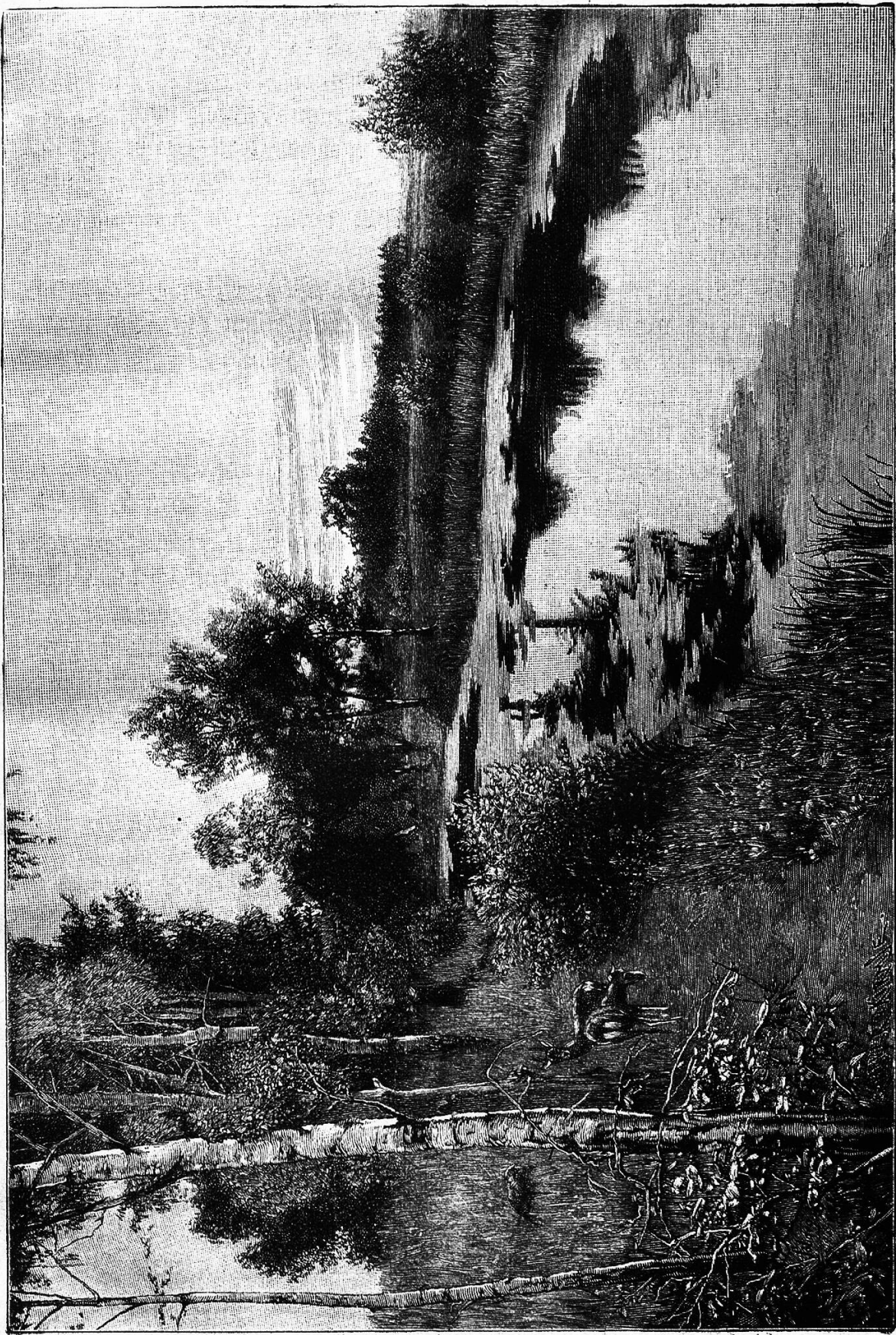
Seit diesem Tage betrachteten wir uns miteinander verlobt, obwohl es noch niemand wissen durfte, da an eine Heirat noch lange nicht zu denken war. Denn ich hatte damals nur 20 Thaler monatlich. Aber wir waren beide noch sehr jung und konnten warten. Es war das Beispiel Jakobs, was mich veranlaßte, mir gleich sieben Jahr vorzunehmen. So lange hatte dieser gedient um Rahel und dann noch nicht einmal die rechte bekommen. So war ich denn fleißig und sparte, soviel es bei dem knappen Gehalt möglich war. Doch dieses stieg allmählich und ich konnte bald mehr zurücklegen. Nach sieben Jahren hatte ich eine Einnahme von fünfhundert Talern jährlich und über tausend hatte ich zurückgelegt. Wie das möglich war bei der knappen Einnahme, werden Sie kaum begreifen, aber ich brachte es fertig, indem ich jede unnütze Ausgabe vermied. Nun dachte ich, dürfte ich es

*) Pfefferminzschnapß.

wagen, denn ich konnte nötigenfalls sogar auf eine Aussteuer verzichten. Ich war jetzt neunundzwanzig Jahre alt und meine Braut vierundzwanzig, das war ein gutes Alter zum Heiraten. Wir trafen uns jeden Samstag, wenn der Vater regelmäßig seinen Regelflub besuchte und nicht vor 11 Uhr nach Hause kam. Wir gingen dann spazieren, in der guten Jahreszeit vor dem Schönhauser Thor, wo die Windmühlen stehen und noch Kornfelder sind, im Winter aber in der Stadt und unterhielten uns von der Zukunft. Als ich ihr nun bei solcher Gelegenheit sagte, daß ich nächstens kommen wolle und mit ihrem Vater sprechen, da erschraf sie doch sehr. „Wenn es nur gut abläuft,“ meinte sie, „er hat solchen Stolz als Hausbesitzer.“ Das war nun eigentlich garnicht nötig, denn er gehörte damals noch zu der Sorte, denen jede leerstehende Wohnung schlaflose Nächte macht und die von dem geringen Überschuß, der ihnen nach Auszahlung der Hypothekenzinsen bleibt, sich mühsam durchbringen. Er hatte einen einträglichen kleinen Grünframhandel betrieben und machte es wie viele in Berlin. Als er eben so viel erworben hatte, daß er die notwendige Anzahlung leisten konnte, kaufte er ein Haus und setzte sich damit zur Ruhe, ging in einem blauflanellenen Schlafrock, einer gestickten Hausmütze und auf Filzparisern mit einer langen Pfeife herum und dachte Tag und Nacht darüber nach, wie er seine Mieter höher schrauben könne.

Ich faßte aber dennoch Mut, ging mit großem Herzklopfen zu ihm und trug ihm mein Anliegen vor, was mir nicht leicht wurde, denn er betrachtete mich die ganze Zeit über mit schrecklichen Blicken und wurde immer röter vor Wut und paffte fürchterlich aus seiner langen Pfeife. Dann brach er los und gab es mir: Wenn er seine Tochter jemandem geben wolle, dann wäre die Aussteuer seine Sache. Mit meinen sechs Dreiern die einzige Tochter von einem Hausbesitzer zu angeln, das könnte mir wohl passen. Was ich denn weiter wäre als so'n studierter Schlossergefell, der sich Wunder was einbildete, wenn er sich Ingenieur schimpfen ließe. Und brauchte viele harte Worte, worauf ich nicht antworten konnte, wodurch seine Wut noch immer größer wurde. Vielleicht, wenn ich ihm in derselben Weise hätte antworten können, wäre die Sache noch zurechtgekommen, da mir das aber versagt ist, so redete er sich schließlich so in Born, daß er mich sozusagen hinauswarf. Das gute Mädchen hatte im Nebenzimmer alles gehört; sie drückte mir auf dem Korridor im Vorbeigehen schnell die Hand und sagte: „Ich warte, ich warte auf dich, und wenn es zwanzig Jahre dauert.“

Den Mut, noch einmal um sie anzuhalten, habe ich seitdem nicht wieder gefunden und wir warten noch immer. Am Sonnabend den 15. Juli werden es nun fünfundzwanzig Jahre, seit wir uns an der alten Fischerhütte getroffen haben. Wir kommen noch immer jeden Sonnabend zusammen und gehen miteinander die alten Wege. Zu sagen haben wir uns



Stiller Weiher. Nach einem Gemälde von Söborg.

nicht viel mehr, aber wir freuen uns doch, daß wir bei einander sind. Da mein Gehalt in dieser langen Zeit immer ein wenig stieg, so habe ich mir jetzt über zehntausend Taler erspart und die Aussteuer steht fix und fertig da, so daß wir jeden Augenblick heiraten könnten."

Der alte Gram schwieg, rührte wieder in seinem Glase und trank den Rest des kalt gewordenen Grogg aus. Der Regen prickelte einformig auf dem Fensterblech, es war ganz dunkel geworden, und nur die kleine Spiritusflamme unter dem leise singenden Kessel verbreitete einen matten Schein.

Ich dachte, ihn zu ermutigen, wenn ich sagte: „Aber lieber Herr Gram, jetzt steht denn doch die Sache ganz anders. Sie haben ein sehr nettes kleines Vermögen und wenn Sie jetzt kommen würden Ihre Braut ist doch auch schon ziemlich alt — zweiundvierzig Jahre — da wird es doch am Ende hohe Zeit, wenn"

Obwohl ich es wegen der Dunkelheit nicht sehen konnte, so fühlte ich doch sozusagen das unbeschreibliche Grinsen, das ihm um die Lippen spielte.

„O ne, ne, ne," sagte er, während er die Hand abwehrend in der Nähe seines Ohres schwenkte, „o ne, ne, ne! Bei dem Alten haben sich die Zeiten auch verändert. Sein Haus ist mächtig im Preise gestiegen, er hat es mit großem Vorteil verkauft und hat nun ein neues, sehr schönes Haus in guter Gegend und ist ein gemachter Mann mit 'ner dicken, goldenen Uhrkette und trinkt jeden Mittag seine Flasche Rotspohn. Wir sind noch ebenso weit auseinander als früher. Ne, ne, ne, wir warten, wir sind daran gewöhnt. Der Alte kann ja auch nicht ewig . . . doch so was soll man ja nicht einmal denken."

*

Diese bemerkenswerten Geständnisse machte mir der alte Gram gerade um die Zeit, als ich meinen alten Freund Leberecht Hühnchen,*) der damals ebenfalls in der Gartenstraße wohnte, zum erstenmale wieder aufgesucht hatte. Als ich am folgenden Tage zufällig mit ihm zusammentraf, konnte ich nicht umhin, ihm die Geschichte dieser fünfundzwanzigjährigen Verlobung zu erzählen, da ich wußte, daß sie seiner Teilnahme gewiß sei.

„Die armen einsamen Menschen," sagte er, „sie haben alles in sich erschlossen und niemanden gefunden, der sich ihrer angenommen hätte. Solche Menschen müssen einen Freund haben, der für sie handelt. Ich will nicht Hühnchen heißen, wenn dieser Freund nicht jetzt gefunden ist. Aber was nun zunächst zu geschehen hat, das ist mir hoffentlich ebenso klar, als

*) Leberecht Hühnchen ist eine in Seibels Schriften häufig wiederkehrende Figur. Er ist das Urbild freudiger Genügsamkeit und hat die Gabe, an allen Dingen die Sonnenseite zu entdecken. Vergl. Ges. Schr. von H. Seibel, Bd. I, III und VIII, Leipzig, A. G. Liebeskind.

mir, mein Teuerster! Was?" dabei sah er mich an und leuchtete mit den Augen, wie nur er es konnte.

Da ich nicht ahnte, welchen kühnen Sprung sein findiger Geist wieder gemacht hatte und wo er hinaus wollte, so sagte ich gar nichts und blickte ihn nur verwundert an.

"Du weißt, was auf der Hülse meines Bureauleistiftes eingegraben ist," sagte er dann, "mein Wahlspruch: „Man muß die Feste feiern, wie sie fallen!" Denkst du denn, ich werde mir die Feier einer silbernen Verlobung entgehen lassen? Ein Fest von ganz unbeschreiblicher Seltenheit, gegen das sogar eine diamantene Hochzeit einfach verschwindet. Denke nur, welche Treue und Ausdauer dazu gehört — Gummilastikum ist ja gar nichts dagegen. Soll dieser seltene Tag unbeachtet in den Orkus sinken? Nein, das sei ferne von mir."

"Ja," sagte ich sehr zweifelhaft, "aber wie und wo? Und wenn der alte Gram und seine Braut nicht wollen?"

"Das Wie laß meine Sorge sein," rief Leberecht Hühnchen, "und wo? Natürlich bei mir. Mir schwebt schon so was vor wie Engel mit goldenen Flügeln, italienische Nacht und Erdbeerbowle. Großartige Pläne durchkreuzen mein Gehirn. Und wenn sie nicht wollen, da müssen sie breit geschlagen werden. Du mußt dem alten Gram mit Sirenengesang so lange in den Ohren liegen, bis er mürbe ist. Denke doch nur, wie günstig die Sache liegt. Der bemerkenswerte Tag fällt gerade auf einen Sonnabend, wo das väterliche Ungetüm dem Gambrinus und dem Gott des Spieles (wie heißt er doch eigentlich?) opfert. Sollen die beiden guten Leute an diesem seltenen Festtage etwa wieder vor dem Schönhauser Thor zwischen prosaischen Kornfeldern und herzlosen Windmühlen herumspazieren? Nein, sie sollen diesen Abend verbringen unter freundlicher Teilnahme mitfühlender Seelen, sie sollen an diesem Abend wissen, daß sie nicht allein sind, und daß die innigsten Wünsche ihrer neuen Freunde gerichtet sind auf eine nahe Erfüllung ihres späten Glücks. Siehst du, so denk ich mir das."

Ob schon ich sehr wohl die Schwierigkeit erkannte, den alten Einsiedler zu diesem Besuch bei völlig unbekannten Leuten zu bewegen, so wußte ich doch, daß Hühnchen, wie man in Süddeutschland sagt, mich nicht auslassen würde, und machte mich, allerdings mit wenig Hoffnung, an die Arbeit. Ich fing die Sache mit der möglichsten Vorsicht an und umfroh das feste Lager seiner Vorurteile mit diplomatischer Schlaueit, wie ein Indianer auf dem Kriegspfade. Als ich ihn soweit hatte, daß er in der Theorie zugab, eine Feier dieser fünfundzwanzigjährigen Verlobung in befreundetem Kreise würde keine üble Sache sein, da änderte ich meine Taktik, als er meinte, dieser befreundete Kreis fehle leider, denn seine Braut und ich seien die einzigen Menschen, die nicht über ihn lachten. Da begann ich

listig das Lob meines Freundes Hühnchen zu singen, von dem ich ihm schon vorher manches erzählt hatte. Ich schilderte ihm den Abend in Hannover, wo wir auf dem gebirgigen Sopha Tee tranken und uns für dreißig Pfennige einen vergnügten Abend machten, und weckte mit der Darstellung dieser freudigen Genügsamkeit einen Widerhall in seiner eigenen bedürfnislosen Seele. Ich sprach von dem menschenfreundlichen Sinn der Familie Hühnchen und von dem ständigen Sonnenschein, der in ihr herrschte, ich schlug die Harfe zu ihrem Ruhm, so gut ich konnte und schließlich rückte ich mit meinem Vorschlag heraus. Da fing aber der alte Gram an sich mächtig zu wehren. Drei Tage lang kämpften wir miteinander und wohl hundertmal hörte ich in dieser Zeit sein abwehrendes: „O ne, ne, ne!“

Schließlich mußte ich doch Hühnchen zu Hilfe rufen. Wir spannen ein Komplott. Der alte Gram wurde von mir auf das berühmte Stiefelnachtsbeefsteak eingeladen und als wir gerade am besten Schmausen waren, kam Hühnchen „ganz zufällig“ drüber zu und war sehr erfreut, die werthe Bekanntschaft zu machen. Ihm persönlich widerstand der alte Einsiedler keine viertel Stunde lang, vor diesem Sonnenschein schmolzen seine Bedenken wie Butter dahin und nach kurzer Zeit erklärte er sich unter einem Grinsen, um das ihn der alte Lucifer selber hätte beneiden können, zu allem bereit.

*

Ich war der erste, der am Abend des 15. Juli, etwas vor der festgesetzten Zeit, acht Uhr, in Hühnchens Wohnung eintraf. Ich fand ihn allein, eifrig beschäftigt mit der Herstellung von Erdbeerbowle in einem mächtigen Glaspokal, der mir sonderbar bekannt vorkam, obwohl ich wußte, daß er als Bowlengefäß mir bis dahin noch nicht begegnet war. Er war hergestellt aus rot überfanganem Krystallglase. In einem bestimmten Muster waren in diesen roten Überzug Kreise eingeschliffen, die in dem darunterliegenden durchsichtigen Glase konfabe Vertiefungen bildeten, und alles, was sich ringsum befand, unzählige Male in komischer Verkleinerung wieder spiegeln. „Setz dich, Feuerster!“ sagte Hühnchen, „du mußt einstweilen mit mir allein vorlieb nehmen. Frau Lore ist in ihrem Atelier und dichtet Butterbröte. Keine derbe berlinische Schinkenstullen, wofür Mutter Gräbert im Vorstädtischen Theater berühmt ist, nein, zarte, mecklenburgische Laubblätter mit viel drauf und von einer Abwechslung, die nicht ohne Studium erreicht worden ist. Zwölf verschiedene Arten hat sie herausgebracht. Die Kinder sind aus geheimnisvollen Gründen überhaupt nicht sichtbar.“

Ich grübelte immer noch über den sonderbaren Glaspokal nach — das Ding kannte ich doch. Mit einemmale wurde ich auf ein Plätschern aufmerksam, das aus einer dunklen Ecke tönte. Ich trat näher und fand dort eine Waschküßel, in der zwei Goldfische schwammen, und in demselben

Augenblick brach ich in ein schallendes Gelächter aus. Hühnchen erkannte sofort den Grund und machte eins von seinen allerpfeffigsten Gesichtern. „Allzeit erfindungsreich zu sein,“ sagte er, „ist die Haupteigenschaft eines guten Ingenieurs. Ein so opulentes Gerät wie eine Bowle befindet sich nicht bei unserer einfachen Mussteuer. Jedoch besitzen wir dies köstliche Goldfischglas — die gute Tante Zulchen vermachte es uns, es dient unseren Goldfischen zur pomphaften Wohnung. Ich denke, die bescheidenen und einfachen Tiere treten es uns für diesen feierlichen Zweck gerne ab. Sie sind zwar stumm, aber könnten sie sprechen, so würden sie, denke ich, sagen: „O bitte Herr Hühnchen, es soll uns eine Ehre und ein Vergnügen sein.“

Ich war unterdes auf den Balkon hinausgetreten, auf dessen winzigem Raume Hühnchen seine Blumenzucht betrieb. An den Gitterstäben rankten Winden empor und rechts und links stand ein blühender Oleander. An der Handleiste des Geländers waren durch Drähte eine Reihe von Töpfen mit *Linaria cymbalaria* angebracht, deren blühende Ranken weit herniederhingen. Daß diese genügsame Felsenpflanze Hühnchens Liebling war, konnte man sich wohl erklären, sie, die aus der kümmerlichsten Mauerritze mit einer Fülle von zierlichen Ranken und niedlichen Blüten hervorquillt, war ein Bild seines eigensten Wesens. Jedoch, dies alles war mir bekannt und fiel mir nicht auf, aber neu waren mir zwei kleine bunte Papierlaternen, die an den Oleandern hingen. Hühnchen stand plötzlich hinter mir: „Vorbereitungen zur italienischen Nacht!“ sagte er. Er wollte noch mehr Erklärungen geben, wurde aber unterbrochen, da Frau Lore mit einer mächtigen Schüssel aus der Küche kam, auf der eine gewaltige Kuppel der verschiedenartigsten Butterbröte prangte, während zugleich die Türglocke ging und den alten Gram mit seiner Jubelbraut ankündigte. Mit rührender Herzlichkeit wurden sie von den beiden guten Leuten empfangen, so daß die erste Befangenheit sich bald verlor. Der alte Gram war in einen etwas fadenscheinigen, aber wohlgebürsteten schwarzen Anzug gekleidet, der schon vor zehn Jahren nicht mehr modern war und grinste ungemein, seine Braut, ein schüchternes, ältliches, unscheinbares Wesen trug ihr „Schwarzseidenes“, dem man ansah, daß es schon wer weiß wie oft durch irgend eine kleine geschickte Änderung in bescheidener Weise den Ansprüchen der Mode gefolgt war. Mit großer Mühe wurde das Brautpaar auf den Ehrenplatz genötigt; Hühnchen war unterdes verschwunden. Nach kurzer Zeit kam er zurück und ließ die Tür zum Nebenzimmer hinter sich auf. Frau Lore hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte etwas Feierliches, das Brautpaar sah ängstlich und erwartungsvoll aus. Dann traten Hühnchens Kinder ein, Hans und Frieda, im Alter von sechs und fünf Jahren. Sie trugen lange, weiße Gewänder und goldene Flügel, die der erfindungsreiche Hühnchen sehr künstlich aus Pappe und Goldbronze an-

gefertigt hatte, und stellten, wie sie nachher selbst verkündigten, die Liebe und die Treue dar. Die Liebe trug einen roten Gürtel und einen Rosenfranz, die Treue einen blauen und einen Kranz von Vergißmeinnicht. Sie sprachen mit ihren frischen Kinderstimmen einige wohlgemeinte Verse von Liebe und Treue, die immer bei einander sein mußten und die sich hier bewährt hätten durch fünfundzwanzig lange Jahre. Sie wären gekommen auf goldenen Flügeln von ihren himmlischen Höhen, um diesen guten Menschen selber zu danken und ihnen den baldigen Lohn zu wünschen für geduldiges Ausharren in Liebe und Treue, und brächten als ein Zeichen ihrer höchsten Gunst der Braut den Kranz und dem Bräutigam den Strauß von Immergrün. Möge er sich bald in zartblühende Myrten verwandeln und dereinst nach weiteren fünfundzwanzig Jahren in echtem Silberglanze schimmern.

So zählten die beiden Kinder ihre Verse gewissenhaft ab und blieben nicht einmal stecken, was Hühnchen sichtlich mit großem Stolz erfüllte. Der alte Gram aber bot einen wunderlichen Anblick dar, denn diese kleine Huldigung hatte ihn überrumpelt und er war ihr sichtlich nicht gewachsen. Während er die Hand seiner Braut unausgesetzt streichelte, starrte er krampfhaft vor sich hin und unter seiner Brille hervor rannen wie kleine, runde Perlen, eine hinter der anderen, die Tränen über seine Wangen, und dazu lächelte er so fürchterlich ironisch, wie noch nie in seinem ganzen Leben.

Nachher war es hübsch zu sehen, wie die beiden verkümmerten, ältlichen Leute jeder eins der hübschen Engelskinder auf den Schoß nahmen und mit weichen Lippen die festen Rosenmündchen küßten und lieb mit ihnen waren, so gut sie es vermochten.

Dann aber, nachdem der innere Mensch sein Teil erhalten hatte, kam der äußerliche an die Reihe, und dem Inhalt des Goldfischglases und den von Frau Lore köstlich „gedichteten“ Butterbrötchen ward alle Ehre angetan. Als es dunkelte, zündete Hühnchen heimlich seine beiden Papierlaternen an und wir genossen die Reize der italienischen Nacht. Dabei kam noch ein von Hühnchen gemaltes Transparent zum Vorschein, zwei Herzen an einen höchst dauerhaften Pfeil gespießt, darüber eine große 25 und darunter das mathematische Zeichen der Unendlichkeit —. „Sehr sinnreich! Was?“ meinte Hühnchen zu mir.

Der alte Gram wurde ganz ausgelassen und gesprächig. Zum ersten Mal in seinem Leben war er mit seiner alten Liebe unter freundlichen teilnehmenden Menschen, und sein einsames verschüchtertes Gemüt schwelgte in der für ihn so seltenen Empfindung, die durch das Goethesche Wort ausgedrückt wird: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Unausgesetzt rieb er leise seine knöchigen Hände umeinander und sein ständiges

ironisches Lächeln bekam einen deutlichen Stich ins Liebenswürdige. Als Hühnchen eine kleine komische Rede hielt, lachte er sich fast um Verstand und Besinnung und in der Freude seines Herzens trank er, um doch etwas zu tun, vielleicht öfter als er es gewohnt war, sein Glas leer. Er brachte sogar eine ganz manierliche kleine Rede auf die Familie Hühnchen zu stande, wobei er sich zum Schluß allerdings ein wenig verhedderte, sich aber durch einen kühnen Sprung in ein plötzliches dreimaliges Hoch glücklich rettete.

Zulezt, als der Pegelstand in dem Goldfischglase sich sehr bedenklich dem Nullpunkt näherte, wurde er gerührt und dann übermannte es ihn. Plötzlich legte er den Kopf auf den Tisch und fing an, ganz erbärmlich zu schluchzen. Die erschrockene Braut fragte verwundert: „Johannes, was ist dir?“ Hühnchen sprach ihm zu und versuchte ihn zu begütigen, allein anfangs war nichts aus ihm herauszubringen. Endlich schluchzte er mühsam hervor: „Daß es — daß es — so gute — so gute — Menschen gibt.“

Es gelang uns, ihn allmählich zu beruhigen, doch fand er seine Heiterkeit nicht wieder, er blieb ein Gemisch aus Wehmut und Scham und selbst das stereotype Lächeln, das ihn, wie ich glaube, sonst auch im Schlaf nicht verließ, war verschwunden.

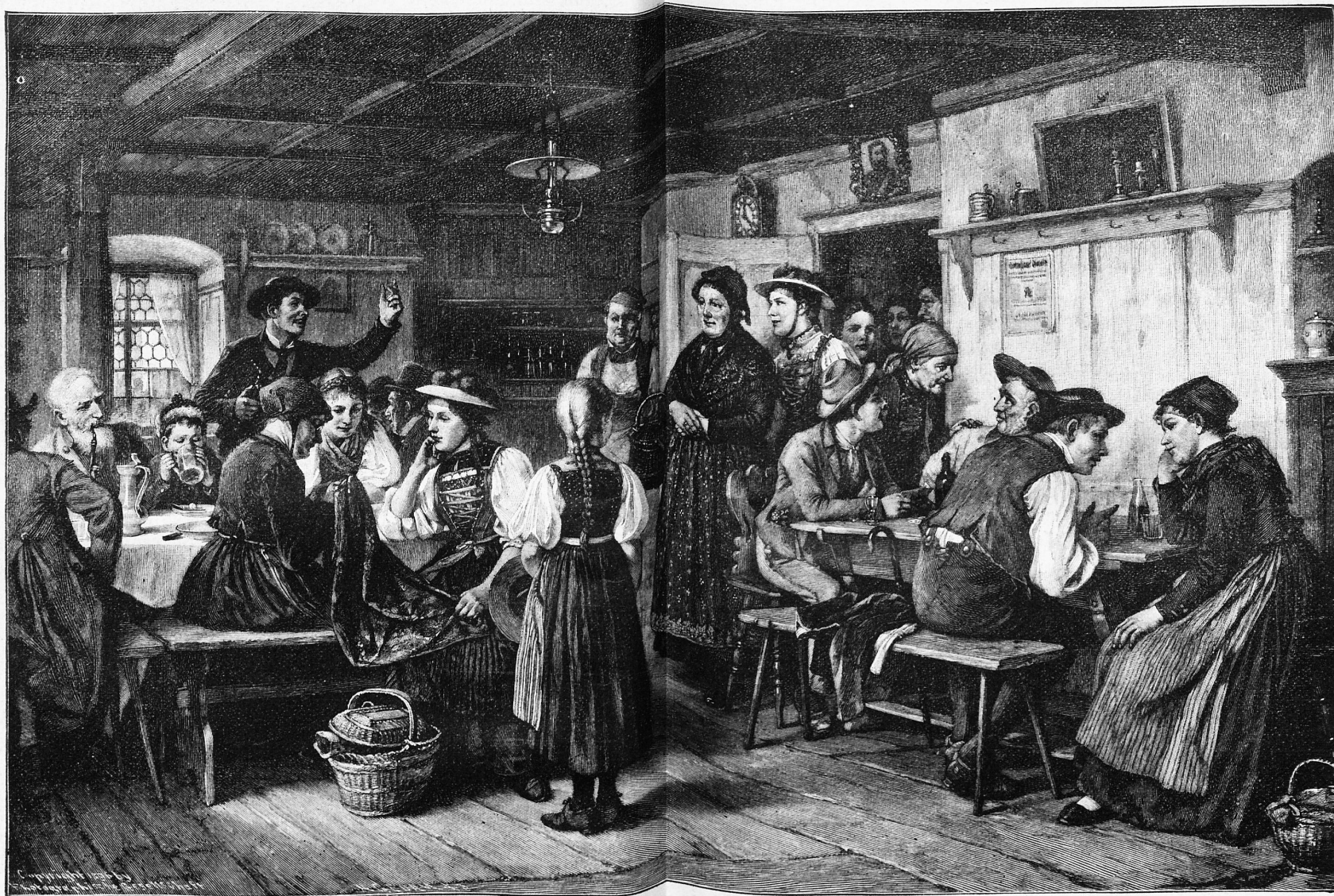
Jedoch die Zeit war abgelaufen, die der Jubelbraut zur Verfügung stand, und unter gerührtem Dank und vielem Händedrücker entfernte sie sich mit ihrem leidlich getrösteten, aber noch sehr weich gestimmten Johannes.

„So, das war der erste Streich, und der zweite folgt sogleich!“ sagte Hühnchen und rieb sich befriedigt die Hände. „Ich denke, ehe acht Tage vergehen, werden wir schon ein Stück weiter sein. Ich plane große Dinge und kühne Taten. Doch das ist einstweilen noch Geheimnis. Zunächst wollen wir den Goldfischen wieder zu ihrem Rechte verhelfen.“

Somit tranken wir unter heiteren Gesprächen und in behaglicher Wiederholung der Hauptmomente dieses seltenen Festes den Rest der Bowle aus und nachdem wir den freudig plätschernden Goldfischen ihre rechtmäßige Wohnung wieder eingeräumt hatten, begab ich mich sehr befriedigt von diesem Abend durch die warme Sommernacht nach Hause.

*

Es war an einem Sonntagnachmittag, acht Tage später, als Hühnchen plötzlich in meine Wohnung gestürmt kam, ganz rot vor freudiger Aufregung. „Weißt du, wie mir zu Mut ist?“ sagte er. „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Ja, wenn ich nicht wüßte, daß solches dir entsetzlich ist, würde ich dir einen furchtbaren Kuß geben. Sie haben sich! Sie kriegen sich! Und ich allein habe es gemacht. Ich



In der Wirtsstube. Nach einem Gemälde von B. Vautier.

komme soeben her. In den Armen liegen sich beide und weinen vor Schmerz und Freude. Und selbst das alte Ungetüm von Vater schnuckte ganz gerührt. Er ist übrigens gar nicht so schlimm, wie der alte Hasenfuß ihn sich immer gedacht hat. Ich glaube, wäre er ihm früher ordentlich zu Leibe gegangen, so säße er längst im warmen Nest und hätte sieben Kinder oder mehr. Doch will ich nach der Reihe erzählen. Ich kenne nämlich einen von den alten Hechten aus dem bewußten Regelflub. Von dem ließ ich mich für gestern abend einschmuggeln mit der Absicht, mich an den widerborstigen Hausbesitzer und Brautvater heranzuschlängeln. Das gelang mir auch. Ich hatte mich auf eine Anzahl von meinen besten und lustigsten Geschichten eingeübt; die gab ich ihm so nach und nach zum besten und gewann seine Gunst dadurch. Er lachte darüber, daß er beinah den Schlag kriegte, und hatte die Gnade, zu bemerken, ich sei die „putzigste Krucke“, die ihm jemals vorgekommen sei. Ja, ich zog meine gemeinsten Saiten auf und bewunderte den Verstand und die Umsicht, mit der er es zum Hausbesitzer in einer so vornehmen Gegend gebracht hat. Ich ließ zart durchblicken, daß Hausbesitzer in meinen Augen ungefähr so etwas wie Halbgott bedeute. Er fing an, mich für einen sehr verständigen Menschen zu halten, und schenkte mir immer mehr sein Vertrauen. Ich mußte mit von seiner Weissen trinken und er bestellte mir eine Strippe*) dazu. Zuletzt hatten wir uns so angefreundet, daß ich ihn nach Hause begleitete. Das war es, was ich erreichen wollte, denn ich wußte, er hatte einen ziemlich weiten Weg, auf dem sich manches sagen ließ. Er stützte sich auf meinen Arm und schurrt langsam auf seinen Beuschuhen neben mir her. „Sie haben noch junge Beene,“ sagte er, „mit meine ollen Stelzen will et ooch nich mehr recht.“ Dies brachte mich auf körperliche Pflege, und ich fragte nach seiner Familie. „Meine Olle is schon seit neunundzwanzig Jahr doot — ich habe bloß eene Dochter, die ward’t mir uff.“ Nicht verheiratet? fragte ich. „Nee“, sagte er, „sie is wohl nich for de Mannsleute. Anträge hat se ja gehabt, aber se wollte ja nich. Vor lange Jahre war mal eener bei mir, so’n Ingenieur, den mochte se, aber er hatte nisch. Schien mir ne olle Nulpe zu sind, denn als ich ’n bißken deutsch mit ihm redete, da tat er ’t Maul nich mehr uff und lief weg und kam nich wieder. Und nu’ is meine Dochter schon in ’t olle Register.“ „Wie hieß der Mann?“ fragte ich. „Nu, et war so wat, wie Nummer.“ „Vielleicht Gram?“ fragte ich. „Richtig, Gram!“ sagte er, „nu det is ja Hose wie Sacke.“ „Den Mann kenn’ ich,“ erwiderte ich, „ein sehr ordentlicher und sparsamer Mann, hat sich von seinem Gehalt seit jener Zeit über zehntausend Thaler gespart.“ „Zehndausend Thaler is nich ville,“ meinte er, „aber et is wat.“ Ich ließ nun einstweilen den alten Gram fallen und sprach mein höchstes Bedauern

*) Einen Schnaps.

darüber aus, daß seine Tochter nicht verheiratet sei, verbreitete mich mit wahrhaft glänzender Beredsamkeit über die Bestimmung des Weibes und schilderte Großvaterfreuden in dem glänzendsten Lichte. Der Alte knurrte bloß. Endlich sagte er, als ich garnicht nachließ: „Ja, det is nu allens janz scheen, aber wat nich is, det is nich.“ „Aber es kann noch werden!“ rief ich begeistert, nahm einen mächtigen Anlauf und ging mit Hurrah vor. Mit übernatürlicher Geschicklichkeit, die mich heute noch mit Staunen füllt, brachte ich ihm alles bei und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, so hageldicht fielen meine Beweisgründe. Ich traf mindestens zwanzig Nägel auf zwanzig Köpfe. Dann merkte ich, wie es bei ihm mit Grundeis ging. Endlich knurrte er: „Zehndausend Dhaler sind nich ville, aber et is wat. Un de Betty hat schon det vierte Mal jenußt. — 'Ne olle Nulpe is er aber doch!“

Das war die weiße Fahne, und ich zögerte nicht, die Kapitulationsbedingungen festzustellen. Erst wollte er sich noch lange besinnen und Bedenkzeit haben, aber damit kam er nicht durch. „Fünfundzwanzig Jahre und eine Woche haben die jungen Leute gewartet,“ sagte ich, „das ist genug.“ Und so haben wir denn heute vormittag alles abgemacht. In vier Wochen ist Hochzeit! Hurrah!

*

Und in vier Wochen war wirklich Hochzeit, wir sind beide dabei gewesen. Und jetzt, da ich dies schreibe, ist der „alte Gram“ wirklich der alte Gram und durch seine Tochter schon Großvater und sein Sohn besucht das Polytechnikum. Und nächstes Jahr wollen wir seine silberne Hochzeit feiern. Ich denke, wir wollen dann ebenso lustig sein, wie bei der silbernen Verlobung.

Wir geben diese Erzählung als Probe aus Heinrich Seidel's „Gesammelten Schriften“, XII. Band, Berliner Skizzen, (Leipzig, A. G. Liebeskind, Verlag), und glauben damit den Berliner Humoristen unsern Lesern nachdrücklicher zu empfehlen als durch eine Besprechung.

Montenegro.

Ein geschichtlicher Ueberblick von F. W. Brepohl.

Der Beschluß der G r o ß m ä c h t e, das Fürstentum Montenegro zu einem Königreich zu erheben, hat die Aufmerksamkeit Europas wieder einmal auf jenes kleine Volk, welches in seiner geschichtlichen Entwicklung, in seinen heldenhaften Freiheitskämpfen und in der todesmutigen Ver-